

NINA C. HASSE

GEISTERHAND



NINA C. HASSE

GEISTERHAND

EINE HALLOWEENGESCHICHTE

AUS DEN FLOODLANDS

Impressum

© 2017 Nina C. Hasse

Geiststraße 63
48151 Münster

ninahasse@gmx.de

<https://ninahasse.wordpress.com>
<https://floodlandsdepartment.com>

Bildmaterial Cover:

Gestalt: Photo by Stefano Pollio on Unsplash;

Wald: Photo by Annie Spratt on Unsplash

gesetzt aus der EB Garamond

Alle Rechte vorbehalten.

Alle Personen und Handlungen sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit realen Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

*By the pricking of my thumbs,
Something wicked this way comes.*

Shakespeare Macbeth, Akt VI, Szene I

New York, 31. Oktober 1889

»Warum denn nicht, Remy? Es ist nur ein einziger Abend. Ich verspreche dir, wir werden Spaß haben!«

»Spaß? Was soll daran unterhaltsam sein, sich als Gruselfigur zu verkleiden und durch die Straßen zu ziehen?«

»Wir doch nicht. Das machen Kinder. Für die Erwachsenen gibt es Kürbissuppe, ein paar Spiele, Kürbisschnitzen und nettes Beisammensein.«

»In Verkleidung.«

»Ja. Naja. Du kennst doch Antoni. Er freut sich das ganze Jahr auf diesen Tag. Und du glaubst ja wohl nicht, dass er und seine Künstlerfreunde eine Gelegenheit auslassen, sich zu kostümieren. Sei doch nicht so ein Grießgram.«

Lafayette schwieg und spähte aus dem Kutschenfenster. Obwohl es noch gerade einmal Nachmittag war, trug der Himmel ein düsteres Grau zur Schau. Nebel waberte durch die Straßen. Bei der Vorstellung, gleich über die zügigen Stege der Floodlands zu einem Tatort gehen zu müssen, fröstelte ihn.

»Bitte, Remy«, bettelte Madeline unablässig. »Nur ein paar Stunden. Wenn es dir nicht gefällt, kannst du ja gehen. Ich hätte dich wirklich, wirklich gerne dabei.«

»Wieso denn?«, brummte er. »Du weißt doch, dass ich diesen ganzen Gruselkram nicht leiden kann. Davon haben wir im wahren Leben doch weiß Gott genug. Und wer weiß, wie lange wir heute beschäftigt sein werden.«

Schnaubend ließ Madeline sich gegen die gepolsterte Lehne fallen. »Schön. Du kannst natürlich auch einfach in deine Wohnung gehen und dort allein Trübsaal blasen. Henley und ... äh ... oder Rufus haben bereits zugesagt. Die beiden freuen sich immerhin über die Einladung.«

Es fiel ihm schwer, sich ein Lächeln zu verkneifen, als er Madeline einen Seitenblick zuwarf. Mit den vor der Brust verschränkten Armen und dem finsternen Blick sah sie aus wie ein trotziges Kind, dem man die Schokolade weggenommen hatte. Ganz und gar nicht wie die ehrgeizige Polizistin des New York Floodlands Police Department, die als erster weiblicher Detective das Dezernat für Mord und Gewaltdelikte vor gut einem Jahr ziemlich durcheinandergewirbelt hatte und der Frauenfeindlichkeit und der ihr aufgrund ihrer schwarzen Hautfarbe immer wieder entgegenschlagende Rassismus nichts auszumachen schienen. Doch

Lafayette wusste, dass es anders war. Madeline bewahrte lediglich die Contenance, um nicht als »hysterisches Weibsbild« abgestempelt zu werden und ertrug die Beleidigungen und Gemeinheiten stoisch. Nur wenn es um die alljährliche Halloweenfeier ging, die sie und ihr Mann ausrichteten, verstand sie gar keinen Spaß und schmollte, wenn ihr Partner von der Idee nicht so recht begeistert war.

»Hast du schon Informationen zum Fall?«, fragte Lafayette schließlich, um das Schweigen zu brechen und das Thema zu wechseln.

Sofort veränderte sich Madelines Gesichtsausdruck und sie war wieder ganz Detective. »Eine Leiche, männlich, weiß. Wohnte wohl ziemlich abgelegen. Der Tote wurde heute morgen gefunden, der Rechtsmediziner war schon da.«

»Weißt du, warum wir erst jetzt gerufen wurden?«

»Ich kann es mir schon denken. Es war ursprünglich nicht unser Fall, sondern Detective Morans.«

Unwillkürlich verdrehte Lafayette die Augen. Bei seinem ersten Besuch auf dem Polizeirevier war er mit dem jungen Detective aneinandergeraten. »Sag nicht, der Kerl ist auch vor Ort?«

»Nein, er hat den Fall abgegeben.«

»Wieso das?«

»Nun ja«, Madeline grinste, »angeblich hat er ein Problem mit seinem Magen. Aber wenn du mich fragst, hat er den Anblick wohl nicht so gut verkraftet. Der Gute gibt sich immer so hart, aber offensichtlich ist er ein ziemlicher Hasenfuß.«

Alarmiert richtete Lafayette sich auf. »Anblick? Was für ein Anblick?«

Das Hufgetrappel erstarb und mit einem Ruck kam die Droschke zum Stehen. Wortlos zog Madeline ihren Mantel an und stieg aus, Lafayette folgte ihr. Sie drückte dem Kutscher ein paar Münzen in die Hand, murmelte ein »Der Rest ist für Sie« und stapfte entschlossenen Schrittes auf die Stege zu, die in die Floodlands führten. Lafayette beeilte sich, mit ihr Schritt zu halten.

»Madeline, jetzt sag schon! Was für ein Anblick?«

Sie drehte sich nicht um, als sie auf die Holzplanken stieg und weiterlief, ohne ihre Geschwindigkeit zu verringern. »Die Leiche«, sagte sie schließlich. »Sie hat keinen Kopf.«



»Ich fasse es nicht, dass du mir das verschwiegen hast«, sagte Lafayette, während er hinter Madeline über die Stege eilte. »Dir ist aber schon bewusst, dass ich Gesichtsanalytiker bin, ja? Wenn die Leiche kein Gesicht hat, bin ich keine große Hilfe.«

»Du bist mein Partner, der einzige, den ich habe. Und wenn ich zu einem Tatort gerufen werde, möchte ich, dass du mich begleitest.«

»Aber der Tote hat keinen Kopf, verdammt!«

»Und?«

»Was, und? Ich will ja nicht sagen, dass ich Detective Moran verstehe, aber in diesem Fall ...«

Abrupt blieb Madeline stehen und drehte sich auf dem Absatz zu ihm um. Um ein Haar wäre er gegen sie geprallt.

»Was ist nur los mit euch Männern?« Ihre Stirn lag in Falten, die Augenbrauen zogen sich zornig zusammen. »Ihr wollt doch immer das ach-so-starke Geschlecht sein und dann habt ihr Angst vor einer Leiche ohne Kopf? Kann doch wohl nicht wahr sein!« Sie stach Lafayette mit ihrem Zeigefinger gegen die Brust. »Wenn du ein ebensolcher Feigling sein willst wie Moran, dann fahr zurück zum Revier und mach Papierkram. Ich jedenfalls werde mir jetzt den Tatort ansehen und meinen verdammten Job machen, damit der Mörder mit seiner Tat nicht davonkommt, Herrgott nochmal.«

Damit drehte sie sich um und schritt mit wehenden Mantelschößen über die Stege. Sie blickte nicht zurück, um sich zu vergewissern, dass Lafayette ihr folgte. Einen Augenblick blieb er stehen. Natürlich würde sie nicht auf ihn warten, sie war ein Dickkopf sondergleichen, der keine Unterstützung brauchte. Manchmal hatte er das Gefühl, ihr als Partner lästig zu sein, weil er kein richtiger Polizist war, sondern lediglich als Berater beim New York Floodlands Police Department arbeitete. Die dürftige Schulung, die er erhalten hatte, war kein Ersatz für eine polizeiliche Ausbildung und eine Waffe trug er auch nicht. Wenn es brenzlich wurde, war Madeline auf sich allein gestellt – auch wenn er dabei war.

Er starrte Madeline hinterher, deren Gestalt bloß noch ein Schemen im dichten Nebel war. Hier über dem East River war der Nebel noch dichter als in den

Straßen von Manhattan, feucht-kalte Luft drang durch die Fasern seiner Kleidung. Obwohl das Dämmerlicht des Tages es verlangt hätte, waren die wenigen Laternen, die die Stadt der Siedlung zur Verfügung gestellt hatte, noch nicht entzündet – wahrscheinlich um Öl zu sparen. Überhaupt herrschte erstaunliche Leere auf den Stegen. Wer einen Unterschlupf hatte, verbrachte den ungemütlichen Tag wohl dort, entweder vor dem Ofen oder falls es keinen gab, eng aneinandergedrängt um der herbstlichen Kälte etwas entgegenzusetzen – selbst wenn es nur die eigene Körperwärme war.

Lafayette schauderte – ob wegen der Kälte oder der Vorstellung an die ausgemergelten Gestalten in den zugigen Hütten vermochte er nicht zu sagen. Schließlich setzte er sich wieder in Bewegung und eilte Madeline hinterher. Anders als in Manhattan war hier in den Floodlands keine Spur von Halloween-Dekoration zu finden. Keine leuchtenden Kürbisfratzen oder aus alten Laken gefertigte Gespenster, keine Kinder in Verkleidung, die aufgereggt schnatternd von Haus zu Haus zogen und mit »Süßes oder Saures« die Nachbarn dazu bewegten, ihnen ein paar Leckereien in ihre Beutel zu werfen. Natürlich war das hier nicht möglich. In diesem Viertel lebten die Ärmsten der Armen, die Gestrandeten, die, die sonst niemand wollte. Das hell erleuchtete Manhattan mit seinen Gaslaternen und der großzügigen Halloween-Dekoration musste ihnen unwahrscheinlich dekadent vorkommen. Der Gedanke war nur schwer zu ertragen. Insgeheim war Lafayette froh, dass ihm nur wenige Menschen entgegenkamen. Sie alle hatten die Arme fest um den für die Temperaturen kaum ausreichend bekleideten Leib geschlungen und hielten den Blick zu Boden gesenkt, keiner nahm von ihm Notiz oder bettelte um ein Stück Stoff oder einen Laib Brot. Die Resignation konnte er an den hängenden Schultern und dem schlurfenden Schritt ablesen, ohne auch nur einen Blick in ihr Gesicht zu werfen.

Madeline wartete vor einem Pfahlbau, der ein wenig abseits von den anderen stand. Im Gegensatz zum sonstigen Gedränge der Hütten wirkte dieses Haus nahezu einsam. Es war recht groß, wahrscheinlich bot es mehreren Familien Unterschlupf. Erst auf den zweiten Blick erkannte Lafayette, dass es verhältnismäßig gut erhalten war. Das Holz schien nicht verfault, das Dach intakt, die Tür sah stabil aus und die Fenster waren verglast, was in diesem Viertel eine Rarität war.

»Das hier ist es?«

Madeline nickte. »Ja. Hier wohnt ein Mann namens Abraham Crane. Wir wissen noch nicht, ob es sich bei der Leiche um ihn handelt, aber die Wahrscheinlichkeit ist recht groß. Er wohnt ziemlich zurückgezogen, wohl ein Einsiedler.«

»Er wohnt hier ganz allein?«

»Seltsam, nicht wahr? Ich habe mich auch gewundert. In einem Haus dieser Größe leben normalerweise mehrere Dutzend Menschen. So ganz arm kann er also nicht gewesen sein. Man muss schon ein komischer Kauz sein, um sich hierher zurückzuziehen.«

Madeline klopfte und umfasste den Türknauf. Mit einem unheilverheißenden Knarren schwang die Tür nach innen auf. Der feucht-modrige Geruch, der normalerweise in den Hütten hauste wie ein unsichtbarer Bewohner, wurde von einem noch intensiveren, metallischen Geruch überlagert. Es roch wie in den Schlachthäusern im Meatpacking District. Alles in Lafayette schrie danach, sofort die Flucht zu ergreifen, diesem Haus den Rücken zu kehren und nicht zurückzublicken. Der Eindruck verstärkte sich, als er hinter Madeline in die langgestreckte Diele trat, die nur von einer einzigen Öllampe erleuchtet wurde. Die Fenster waren so winzig, dass es drinnen wirkte, als wäre bereits Nacht. Schatten tanzten im Rhythmus der zitternden Flamme über die Wände, riesenhafte Wesen schienen in den Ecken und Winkeln zu lauern, jederzeit bereit sich auf ihre wehrlosen Opfer zu stürzen.

»Na endlich!« Die Stimme, die aus der Dunkelheit drang, ließ Lafayette zusammenzucken, auch wenn sie nicht bedrohlich, sondern vielmehr erleichtert klang. Beinahe ein Seufzen, als wäre ihrem Besitzer eine große Last von den Schultern genommen worden.

»Officer Ridley«, sagte Madeline und schüttelte dem Mann die Hand. Er war bleich und hatte dunkle Ringe unter den Augen, tiefe Furchen zogen sich trotz seines noch jugendlichen Alters über sein Gesicht. Strähnen dunklen Haares standen wirr von seinem Kopf ab, als wäre er sich mehrmals mit der Hand hindurchgefahren. Sein Gesicht wies noch immer kindliche Züge auf, wenngleich sie sich langsam zurückzogen und dem Gesicht eines Mannes wichen, der offensichtlich schon viel Elend gesehen hatte. Er kam Lafayette vage bekannt vor, auch wenn er sich nicht an seinen Namen erinnert hätte. Wahrscheinlich waren sie einander schon einmal auf dem Revier begegnet.

»Detective Vezér, zum Glück sind Sie da.« Seine Stimme überschlug sich fast und er wollte Madelines Hand offenbar gar nicht mehr loslassen. »Ich habe Stunden hier ausgeharrt. Es ist ... ich meine ... furchtbar, einfach nur furchtbar.«

»Irgendwelche Vorkommnisse?«, unterbrach Madeline den Redeschwall des Officers streng.

»N-Nein, also, nicht direkt.«

»Was soll das heißen ›nicht direkt‹ ? «

»Ein paar seltsame Geräusche, als würde sich jemand im Haus bewegen. Oder etwas ...«

Madeline wirkte alarmiert. »Haben Sie jemanden gesehen?«

»Nein, niemanden. Ich bin mehrere Male durch das Haus patrouilliert, es war niemand hier. Wahrscheinlich Ratten. Kann ich jetzt gehen?«

»Einen Moment noch.« Madeline hob eine Hand. »Sie sagten etwas von Ratten. Ich hoffe doch sehr, dass die Leiche unversehrt ist?«

»Ja, Detective. Ich habe vor etwa fünf Minuten noch mal nach dem Rechten gesehen.«

»Waren Sie schon hier, als Blackburne die Leichenschau gemacht hat?«

»Ja, das war ich, Ma'am. Ich war auch hier, als Detective Moran aus dem Zimmer gestürmt ist und die Fische im East River gefüttert hat.« Ein jugenhaftes Grinsen erschien auf seinem Gesicht. Offenbar konnte er den Detective genauso wenig leiden wie Lafayette.

Madeline zeigte keinerlei Regung. »Hat er etwas über die Todesursache gesagt?«

»Der Mann hat keinen Kopf mehr.«

»Das weiß ich bereits. Aber war das die Todesursache? Oder wurde der Schädel post mortem vom Rumpf getrennt?«

»Achso, das meinen Sie. Der Schädel wurde laut dem Doktor tatsächlich erst nach dem Tod des Mannes abgetrennt. Die Todesursache ist – und wenn Sie mich fragen, macht das die ganze Sache noch gruseliger – ein Pflock, der ihm direkt ins Herz getrieben wurde.«

»Ein Pflock?«, schaltete sich nun auch Lafayette ein. »Wie bei einem ... Vampir?«

Ridley musterte ihn für einen Moment neugierig, dann nickte er. »Wie bei einem Vampir. Und wenn ich Ihnen jetzt noch sage, was der Kerl von Beruf war,

werden Sie von diesem Ort genauso schnell abhauen wollen wie ich.« Er blickte von Lafayette zu Madeline und wieder zurück zu Lafayette. Fast schien es, als würde er genießen, dass er ihnen gegenüber einen Wissensvorsprung hatte. Der kleine Officer, der dem Detective die Fakten lieferte.

»Nun rücken Sie schon raus mit der Sprache«, knurrte Madeline.

»Er war Vampirjäger.«

Für einen Augenblick hingen die Worte in der Luft. Lafayette erwartete schon, dass ein plötzlicher Blitzschlag den Flur gespenstisch erhellen würde, doch das Gewitter blieb aus.

»Machen Sie sich doch nicht lächerlich. Es gibt keine Vampire. Also kann es auch keine Vampirjäger geben.«

»Ich weiß, ich weiß«, beteuerte Ridley. »Mir müssen Sie das nicht sagen. Ich weiß, dass es Vampire nicht gibt. Aber der Tote – so es sich denn um Crane handelt – anscheinend nicht. Jedenfalls hat er hier im ganzen Haus Knoblauch und Holzkreuze aufgehängt. Außerdem hatte er einen Koffer, in dem er sein gesamtes Vampirtötungszeug aufbewahrt, hölzerne Kreuze, mehrere Fläschchen mit einer klaren Flüssigkeit – Weihwasser nehme ich an –, Knoblauch, eine Bibel, Pflöcke und so weiter. Richtig gruseliges Zeug. Vielleicht reist er durch die Welt und tötet Leute, die er für Vampire hält. Oder ...«, seine Augen wurden groß, »... oder der Kerl im Bett ist gar nicht Crane, sondern sein Opfer. Dann wäre er der Mörder und auf der Flucht.«

»Lassen Sie die Spekulationen und halten Sie sich an die Fakten. Sie sind dann jetzt entlassen. Falls Sie den Bestatter auf dem Weg hierher treffen, sagen Sie ihm, dass ich mir ein Bild vom Tatort machen will, danach kann er mit seiner Arbeit beginnen.«

Ridley nickte, tippte sich mit Mittel- und Zeigefinger an die Stirn und schien gar nicht schnell genug zur Tür herauszukommen. Auf der Schwelle drehte er sich jedoch noch einmal um und fragte: »Kommt es Ihnen nicht seltsam vor, dass ausgerechnet heute ein solcher Mord begangen wird? Ich meine, heute ist schließlich Halloween und –«

»Machen Sie Feierabend, Officer!«

»Schon verstanden, Ma'am.« Ridley nickte ihnen zu, dann trat er auf die Stege

hinaus. Seine Schritte verhallten schnell, als hätte er es besonders eilig, diesen Ort zu verlassen. Lafayette konnte es ihm nicht verdenken.



»Kommst du?«, fragte Madeline und deutete die Treppe hinauf, die in den oberen Stock des Hauses führte. Ohne Umschweife stieg sie die Stufen hinauf, die ganz und gar nicht vertrauenswürdig aussahen und unter ihrem Gewicht ein unangenehmes Knarzen von sich gaben. Es klang, als öffnete sich ein Sargdeckel.

Lafayette beneidete den Officer nicht um die Stunden, die er in diesem Haus hatte ausharren müssen. Dann atmete er tief durch – großer Fehler, der Geruch nach geronnenem Blut ließ ihn beinahe würgen – und nahm zwei Stufen auf einmal. Besser, es schnell hinter sich zu bringen. Er würde den Leichnam ja sowieso begutachten müssen, wenn er vor Madeline nicht wie der letzte Feigling dastehen wollte. Er hoffte lediglich, dass sein Magen ihn nicht im Stich ließ und er wie Detective Moran »die Fische füttern« würde.

Madeline hatte das Schlafzimmer bereits betreten, als er auf dem Treppenabsatz ankam. Ein langer Flur verband mehrere Zimmer miteinander, alle Türen waren geschlossen – bis auf eine. Der Geruch war hier noch intensiver und Lafayette zog sein Leinentaschentuch aus der Westentasche und hielt es sich über Mund und Nase. Ekelhaft.

Das Erste, was er sah, als er das Zimmer betrat, war die Wand am Kopfende des Bettes. An ihr prangte ein riesiger blutroter Fleck, von dem sich Rinnsale der Schwerkraft folgend nach unten zogen und hinter dem hölzernen Bettgestell verschwanden. Madeline stand neben dem Bett, die Hände in die Seiten gestützt, den Kopf schräg gelegt, die Stirn gerunzelt, als betrachtete sie gerade ein besonders interessantes Kunstwerk.

Lafayette zwang seine Füße noch ein paar Schritte nach vorne zu gehen, hielt schließlich am Fußende inne und betrachtete das Etwas, das dort auf der blutdurchtränkten Matratze lag. Von einem Menschen konnte man hier wirklich kaum mehr sprechen. Wenn er nicht gewusst hätte, was ihn dort erwartete, er hätte es für einen Haufen verdreckter Lumpen gehalten. Der Kopf war zwischen zwei Halswirbeln abgetrennt worden und Lafayette war dankbar, dass er nicht direkt in

den Stumpf blicken musste, sondern die Beine des Opfers gnädigerweise in seine Richtung zeigten. Wie Ridley gesagt hatte, ragte ein hölzerner Pflock aus der Brust des Leichnams, exakt auf Höhe des Herzens. Lafayette wusste, dass unter anderem in der rumänischen Kultur der Vampirglaube trotz allen Fortschritts nicht totzukriegen war und nach wie vor Toten, von denen die Bevölkerung glaubte, sie wären Vampire, ein Pflock durchs Herz getrieben und der Kopf abgetrennt wurde, um zu verhindern, dass der Wiedergänger seinem Grab entflohe.

»Da hat aber jemand ne ganz schöne Sauerei angerichtet«, sagte Madeline trocken, als sie sich ihre ledernen Handschuhe über die Finger streifte und vorsichtig eine Spitze des Lakens anhob. »Mit Sicherheit wollte Blackburne sich nicht festlegen, aber für mich sieht es ganz so aus, als wäre der Kopf mit einer Axt oder etwas Ähnlichem abgetrennt worden. Jedenfalls nicht mit einer Säge, dafür ist die Schnittstelle zu glatt. Wäre also gut, wenn du dich nach einer Axt oder etwas Vergleichbarem umsehen könntest, ja? Vielleicht haben wir Glück und der Täter war nicht so schlau, sie in den Fluss zu werfen.«

Das ließ Lafayette sich nicht zweimal sagen. Er bückte sich, um unter das Bett zu schauen, doch dort lag nichts außer einer dicken Staubschicht. Bis auf das Bett samt Bettvorleger, einen Schank und eine Kommode war das Zimmer leer. Er zog sich ebenfalls seine Handschuhe über, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen – auch wenn die Kollegen der forensischen Abteilung bereits vor Ort gewesen waren. Sowohl im Schrank als auch in der Kommode fanden sich nur wenige Kleidungsstücke sowie ein paar alte Laken und Decken. Keine Spur von einer Waffe.

»Ich sehe mich ein wenig im Haus um, ja?«, ließ Lafayette Madeline wissen, die mit einem abwesenden Nicken ihr Einverständnis gab.

Die Erleichterung, die Lafayette durchströmte, als er das Zimmer verließ, ließ ihn laut aufatmen. Ein unsichtbares Gewicht schien von seiner Brust genommen worden zu sein. Er rieb sich über das Schlüsselbein, blieb einen Moment zögernd im Flur stehen und wandte sich zuerst nach rechts. Er drückte die Klinke der nächstgelegenen Tür herunter, doch sie war verschlossen, genauso wie die andere Tür auf dieser Etage.

Verdammt nochmal, wer schließt denn in seinem eigenen Haus alle Türen ab?

Waren die Räume leer? Dienten sie als Abstellkammer? Oder hatten sie einen gänzlich anderen Zweck?

»Madeline, sag mal«, sagte er, als er ins Schlafzimmer zurückkehrte, »haben die Kollegen die übrigen Räume bereits durchsucht? Die sind alle abge-« Er brach überrascht ab, denn außer der entstellten Leiche war niemand im Raum. Madeline war verschwunden.



»Madeline?«, flüsterte Lafayette und schalt sich im nächsten Moment einen Trottel. Warum flüsterte er? Wer sollte sich durch seine Stimme gestört fühlen? Er rief ein paar Mal ihren Namen, in der Erwartung, dass Madeline am Fuß der Treppe im Erdgeschoss auftauchen würde und ihn anfuhr, warum er hier so rumbrüllte. Doch alles blieb still. War sie hinausgegangen?

Lafayette eilte die Stufen hinunter, warf schnell einen Blick in die unteren Räume – ein Wohnzimmer mit einem zerschlissenen Sessel vor einem verbeulten Kohleofen und einigen Regalen an der Wand, in denen mehr Staub als Bücher zu finden war, einer Vorratskammer, die einige wenige Konservendosen beherbergte und kaum genug Platz bot, dass sich ein erwachsener Mann darin hätte umdrehen können, und eine Küche, die aussah, als hätte dort schon seit Ewigkeiten niemand mehr eine Mahlzeit zubereitet. Von Madeline keine Spur.

Er ging zur Eingangstür und trat auf die Stege hinaus. Der Kerl, der hier hauste, war wirklich ein Einsiedler gewesen. Weit und breit keine Menschenseele zu sehen.

»Scheiße«, sagte Lafayette laut und betrat das Haus erneut. Irgendwo musste sie doch sein! Es war nicht Madelines Art, einfach zu verschwinden, schon gar nicht ohne triftigen Grund und ohne ihm Bescheid zu geben. Hatte sie eventuell einen geheimen Gang entdeckt? Oder hatte sie einen Verdächtigen erspäht und war ihm gefolgt? Was, wenn ihr etwas zugestoßen war? Was, wenn der Mörder zurückgekehrt war und sie entführt hatte? Was, wenn der Mörder das Haus nie verlassen, sondern nur auf eine Gelegenheit gewartet hatte, sich sein nächstes Opfer zu schnappen?

Plötzlich erschien ihm die Luft in der Hütte noch stickiger, der Geruch nach Blut noch intensiver. Er kämpfte gegen die Übelkeit an, straffte die Schultern und

schloss die Tür hinter sich. Dann nahm er die schwach flackernde Öllampe von dem kleinen Tischchen im Flur und stieg die Treppe wieder hinauf. Er würde Madeline finden. Und wenn er dafür das ganze Haus auf den Kopf stellen musste.



Eine Viertelstunde später hatte er sämtliche Wände im Schlafzimmer abgeklopft, die Rückwand des Schrankes kontrolliert und unter dem fadenscheinigen Bettvorleger nach einer Falltür gesucht, die möglicherweise ins Erdgeschoss führte. Er war sich mittlerweile sicher, dass Madeline den Ort nicht freiwillig verlassen hatte – auch wenn es keinerlei Anzeichen für einen Kampf gab. Irgendjemand hatte sie verschleppt, sonst wäre sie gewiss schon längst wieder aufgetaucht.

Die Leiche hatte Lafayette kurzfristig beinahe vergessen, erst als er sich in einem Anflug von Ratlosigkeit und Erschöpfung beinahe auf die Matratze gesetzt hätte, fiel sie ihm wieder ein und er war einmal mehr für seine schnellen Reflexe dankbar.

Er musste Verstärkung rufen. Aber wie? Sie hatten ewig gebraucht, um mit der Droschke ans nördliche Ende der Floodlands zu gelangen, das knapp oberhalb von Blackwell's Island in den letzten Ausläufern des Viertels lag. Es würden Stunden vergehen, bis er die Strecke zweimal zurückgelegt hatte und mit den Kollegen des Departments zurückgekommen war. Wertvolle Zeit, die er nicht verlieren durfte. Oder sollte er die Bewohner aus den Floodlands um Hilfe bitten? Die meisten von ihnen waren nicht allzu gut auf die Polizei zu sprechen, wenn sie für ihre Hilfe keinerlei Gegenleistung erwarten konnten. Und was hatte er schon zu geben? Nein. Er war auf sich allein gestellt.

Als Nächstes würde er sich die beiden verschlossenen Türen der oberen Etage vornehmen, sie zur Not eintreten. Er trat an die nächstgelegene Tür heran, lauschte einen Moment und drehte den Knauf wider besseres Wissen noch einmal herum. Zu seiner Überraschung schwang sie auf.

Lafayette hielt die Luft an. Wie war das möglich? Sie war eben noch verschlossen gewesen! Oder hatte sie nur geklemmt? Wieso hatte er nicht daran gedacht, sich eine Waffe zu besorgen? Was, wenn jemand hinter der Tür lauerte und nur darauf wartete, auch ihn in die Finger zu kriegen? Er ballte die Hände zu Fäusten. Vor einigen Jahren hatte er ein wenig asiatische Kampfkunst gelernt, aber er war gewiss

eingeroftet. Vielleicht reichte es dennoch, um sich zu verteidigen. So oder so: Er hatte keine Wahl.

Er setzte einen Fuß über die Schwelle, die Dielen knarrten unter seinen Füßen, als stöhnten sie unter dem Gewicht eines Riesen. Der Raum war leer. Kein Schrank, kein Tisch, kein Stuhl, nichts, was auf eine kürzliche Nutzung hindeute. Eilig schritt er die Wände ab, überprüfte Decke und Fußboden, fand jedoch nichts.

Er wollte das Zimmer gerade wieder verlassen, als ein Schemen an der Tür entlanghuschte. Für eine Sekunde war er vor Schock wie gelähmt, dann stürzte er in den Flur, blickte hektisch nach links, nach rechts. Doch im Flur war niemand. Wahrscheinlich spielten ihm seine überreizten Nerven einen Streich. Konnte Madeline nicht einfach wieder auftauchen, damit sie diesen gruseligen Ort verlassen konnten?

Zögernd ging er durch den Flur zum nächsten Zimmer, auch dieses Mal war die Tür nicht verschlossen, auch dieses Mal war der Raum dahinter leer. Lafayette trat ein. »Madeline?«, rief er, doch er hatte die Hoffnung bereits aufgegeben, sie hier zu finden.

Krachend schlug die Tür hinter ihm zu. Lafayette fuhr heftig zusammen und zog die Schultern hoch, um sich gegen einen von hinten attackierenden Angreifer zu verteidigen. In einer flüssigen Bewegung drehte er sich um, geduckt und mit erhobenen Fäusten, bereit zu kämpfen. Doch niemand hatte den Raum betreten.

Mit wenigen Schritten war er an der Tür, rüttelte heftig am Knauf, doch sie ließ sich nicht öffnen. Er war eingesperrt.



Lafayette warf sich gegen die Tür, sie erzitterte unter seinem Gewicht, hielt jedoch stand. Das Holz war stabiler als gedacht, trotz der zahlreichen Holzwurmlöcher, die sich über seine Oberfläche zogen. Wer hatte ihn hier eingesperrt? Oder war die Tür einfach nur ins Schloss gefallen und klemmte jetzt?

Er stützte sich mit beiden Händen ab, um wieder zu Atem zu kommen. In diesem Moment spürte er es. Plötzlich war er sich sicher, dass jemand auf der anderen Seite der Tür stand und ihn belauschte. Er glaubte die Präsenz zu fühlen, als drängte sie durch das Holz. Hörte er dort jemanden atmen?

Er versuchte völlig still zu werden, doch das Blut rauschte in seinen Ohren und sein Herz hämmerte so laut in seiner Brust, dass derjenige, der dort vor der Tür stand, es hören musste. Er hielt den Atem an, ergriff langsam den Knauf und drehte ihn erneut. Widerstandslos ließ die Tür sich öffnen, doch im Flur stand – wie zuvor – niemand.

Was zum Henker ist hier los?

Vorsichtig schlich Lafayette den Flur entlang. Irgendjemand war hier im Haus und versuchte ihn zum Narren zu halten. Er musste sich eine Waffe besorgen – und wenn es nur das zersplitterte Bein eines Stuhls war.

Im Vorbeigehen warf er einen Blick ins Schlafzimmer. Die Leiche lag noch immer unverändert auf dem Bett. Natürlich tat sie das! Der kopflose Kerl würde wohl kaum aufstehen und durchs Haus wandern. Lafayette schalt sich einen Idioten. Der Mann war tot. Man hatte ihm einen Pflock durchs Herz getrieben und seinen Kopf abgetrennt. Er war toter als tot. Der Pflock! Für einen Augenblick blieb Lafayette stehen. Vielleicht war das die beste Waffe, die er finden konnte. Unentschlossen trat er von einem Bein aufs andere, konnte sich jedoch nicht dazu überwinden, die Türschwelle zu übertreten. Den Teufel würde er tun und den Pflock aus dem toten Körper ziehen. Auf gar keinen Fall!

Hatte Officer Ridley nicht etwas von einem Koffer gesagt, in der Utensilien zur Vampirjagd aufbewahrt wurden? In der Stube?

Lafayette eilte die Treppe hinunter und fand den besagten Koffer tatsächlich in einem der ansonsten verwaisten Bücherregale in der Stube. Das Ding war schwer. Lafayette wuchtete es auf den Sessel neben den Kamin. Der Koffer bestand aus massivem Holz, die Lederriemen zum Schließen hingen locker herunter. Er sah alt aus, fast antik, schien jedoch bestens gepflegt zu sein. Der Deckel ließ sich geräuschlos hochklappen, wahrscheinlich wurden die Scharniere regelmäßig geölt – vielleicht um den vermeintlichen Vampir nicht aus seinem Schlummer zu wecken?

Ridley hatte nicht übertrieben. Im Inneren des Koffers fand sich, fein säuberlich sortiert und mit Lederriemen befestigt, alles, was man für die Jagd auf einen vermeintlichen Vampir gebrauchen konnte: eine Bibel, mehrere angespitzte Holzpflocke, vermutlich aus Eichenholz, ein Kruzifix sowie einige Phiolen mit einer klaren Flüssigkeit – wahrscheinlich Weihwasser.

Lafayette starrte einige Zeit lang unverwandt in den Koffer, dann schüttelte er den Kopf und löste einen der Pflöcke aus seiner ledernen Ummantelung. Er wog ihn in der Hand, machte einige schnelle Bewegungen, als wollte er einen unsichtbaren Gegner erstechen, dann zuckte er die Schultern. Sicherlich keine perfekte Waffe, aber im Notfall würde es schon gehen. Er musste nur die nötige Kraft aufbringen, seinem Gegner das Ding in den Leib zu treiben. Allein bei der Vorstellung breitete sich ein flaes Gefühl in seinem Magen aus. Er glaubte schon, den Widerstand zu spüren, wenn das Holz auf Knochen traf, das schmatzende Geräusch zu hören, wenn es die inneren Organe durchbohrte, warmes Blut zu fühlen, das über seine Hand rann.

Du benutzt das Teil nur, wenn du angegriffen wirst, versuchte er sich selbst zu beruhigen, doch die Übelkeit und das ungute Gefühl blieben.

Was nun? Wieder nach oben? Bestimmt hatte er irgendwo eine geheime Tür, einen versteckten Gang übersehen.

Er war gerade zurück in den Flur getreten und hatte die Hand aufs Treppengeländer gelegt, als er Schritte auf den Stegen vor dem Haus hörte. Sie hielten direkt vor der Haustür an, dann herrschte wieder Stille. Lafayette umfasste den Pflock fester und huschte lautlos an die Wand neben der Tür. Sollte jemand sie öffnen, hatte er das Überraschungsmoment auf seiner Seite. Vielleicht konnte er den Eindringling überwältigen, bevor der wusste, wie ihm geschah.

Jemand legte eine Hand auf den Türknauf und rüttelte daran. Lafayette hatte die Tür nicht verschlossen, nachdem er draußen gewesen war. Er schwitzte und fror gleichzeitig, der Kloß in seinem Hals schnürte ihm die Luft ab.

Dann schwang die Tür auf.

Brüllend sprang Lafayette hinter der Tür hervor, den Pflock zur Attacke erheben. Sein Gegenüber schrie ebenfalls, sprang zurück, blieb mit einem Fuß zwischen den Planken hängen und stürzte rücklings auf den Steg.

Er hatte keine Zeit, sich zu entscheiden, die Tür wieder zuzuschlagen und abzuschließen oder hinter der Gestalt her zu hechten und sie zu überwältigen und so tat er das Dümme, was er in diesem Moment hätte tun können: Er blieb in der Türöffnung stehen.

»Sag mal, bist du irre?« Die Stimme kam ihm erschreckend vertraut vor. »Du

hast mich zu Tode erschreckt! Was hast du da überhaupt in der Hand? Ist das ein ... Pflock?«

»M-M-Madeline?«, stotterte Lafayette.

»Ja, wer denn sonst? Würdest du dich jetzt bitte mal bequemen, mir aufzuhelfen? Ich glaube, ich habe mir den verdammten Knöchel verstaucht durch deine unsagbar dämliche Aktion.«

Mit einem Satz war Lafayette bei ihr und zog sie auf die Füße. Fragen schwirrten ihm durch den Kopf, doch er bekam keine so recht zu fassen.

»Was machst du hier?«, brachte er schließlich hervor, nur um im nächsten Moment zu merken, wie schwachsinnig die Frage klang.

»*Wie, was mache ich hier?* Wir sind zusammen hergekommen, du erinnerst dich?«

»Ja, natürlich. Aber – mein Gott, ich habe dich gesucht! Du warst plötzlich einfach verschwunden! Ich dachte schon, der Mörder wäre zurückgekommen und hätte dich verschleppt oder dir sonst was angetan! Kannst du stehen?«

Sie sah ihn verständnislos an. »Ich hab doch gesagt, dass ich kurz nach draußen gehe, um den Bestattern den Weg zu zeigen. Aua! Nein, ich kann nicht stehen. Mein Gott, Remy ...« Sie schüttelte den Kopf und runzelte verärgert die Stirn. »Hilf mir rein und dann zeig den beiden jungen Herrn die Leiche, sie können sie mitnehmen. Wir sind hier fertig, denke ich.«

Sie deutete mit dem Kopf in Richtung zweier Männer, die sich in einiger Entfernung mit einer großen Holzkiste abmühten. Die Stege waren schmal und sie konnten von Glück sagen, dass das ungemütliche Wetter die meisten Leute in ihre Hütten trieb.

»Du hast mir nicht Bescheid gesagt«, sagte Lafayette, als er Madeline zum Sessel führte, auf dem noch immer der geöffnete Vampirjäger-Koffer stand.

Madeline warf einen skeptischen Blick darauf. »Natürlich habe ich das! Was hattest du damit eigentlich vor?« Sie deutete auf den Koffer, den Lafayette nun auf die Dielen wuchtete.

»Hast du nicht«, murrte er. »Ich musste mich bewaffnen. Du hast ja keine Ahnung, was hier los war, während du da draußen einen schönen Spaziergang unternommen hast.«

Sie verzog vor Schmerz das Gesicht, als sie sich in den Sessel sinken ließ. »Den

Hocker, bitte! Natürlich habe ich dir Bescheid gesagt, Remy. Das machen Kollegen so, gerade an einem Tatort. Und was meinst du mit ›Was hier los war?‹

»Es war jemand im Haus. Ich habe Schritte gehört und andere Geräusche ... Atmen.«

Madeline bettete den verletzten Fuß auf den Hocker und sah Lafayette skeptisch an. »Kann es sein, dass dir der heutige Tag zu Kopf steigt? Das sind nur Schauermärchen, weißt du? Es gibt weder Geister noch Vampire.«

»Man hat mich eingesperrt, Madeline! Die Tür war plötzlich verschlossen und ich habe ganz eindeutig jemanden gehört!«

»Wahrscheinlich der Wind. In diesen Hütten zieht es grundsätzlich, auch trotz Fensterglas.«

»Das war nicht der Wind«, erwiderte Lafayette und machte Anstalten, Madeline den Stiefel auszuziehen.

»Untersteh dich, mich anzufassen«, knurrte sie.

»Aber wir sollten nachsehen, ob es nur eine Verstauchung ist ...«

»Ja, das mache ich selbst, danke. Du hast schon genug getan. Hilf lieber den Bestattern und zeig ihnen die Leiche.«

Lafayette nickte und bedeutete den beiden Männern, die den Sarg gerade zur Tür hereinwuchteten, ihm die Treppe hinauf zu folgen. Madeline hatte ihm nicht Bescheid gesagt – oder? Plötzlich war er sich nicht mehr so sicher. Hatte er sie vielleicht einfach überhört? Oder war er zu sehr in Gedanken gewesen? Dennoch: Irgendetwas Seltsames ging hier vor. Und das lag nicht an seinem Verstand oder den überreizten Nerven.

»Erste Tür links«, wies er die beiden Männer an und ließ sie auf dem Treppenabsatz vorbei, um ihnen nicht im Weg zu stehen, während sie – schnaubend und stöhnend – die Holzkiste über die Türschwelle trugen.

»Und wo isse nun?«, fragte der eine.

»Wo ist wer?«, rief Lafayette, die Treppe schon auf halbem Weg wieder runter.

»Na, die Leiche, die wir mitnehmen sollen?«

Herrje, die war doch nun wirklich nicht zu übersehen! Er stieg die Treppe wieder hinauf, bereit, dem Burschen die Leviten zu lesen, doch kaum hatte er das Zimmer betreten und den Mund geöffnet, blieb ihm dieser offen stehen. Das Bett, in dem der Tote die ganze Zeit über gelegen hatte, war leer; die Leiche verschwunden.



»Du willst mir ernsthaft weismachen, dass die Leiche sich – wohlgemerkt ohne Kopf – auf ihre zwei Beine gestellt hat und hier rausspaziert ist, während du im Haus warst?«

Lafayette verdrehte die Augen. »Das sage ich nicht. Fakt ist jedoch: Sie ist weg. Sie liegt nicht mehr im Bett. Frag doch die Männer vom Bestattungsinstitut.«

»Und wo soll sie bitteschön sein?«

»Woher soll ich das wissen? Vielleicht ist der Mörder zurückgekommen und hat sie geholt. Ich sagte doch, irgendetwas ist hier im Haus.«

»Irgendetwas? Remy, bist du sicher, dass es dir gut geht? Vielleicht hat dich diese Vampirgeschichte doch mehr mitgenommen als gedacht ... «

»Irgend*jemand*, natürlich. Irgendjemand ist hier im Haus – ich habe ihn gehört, ganz eindeutig.«

»Wieso sollte jemand eine Leiche klauen? Und wie?«

»Wie gesagt, ich weiß es nicht. Vielleicht gibt es Geheimgänge, die es einem ermöglichen, unsichtbar zwischen den einzelnen Räumen zu wechseln.«

»Geheimgänge? Hier? Ich bitte dich. Das Haus ist eine minimal bessere Bruchbude als der Rest der Hütten hier im Viertel. Wieso sollte jemand hier Geheimgänge einbauen?«

Lafayette seufzte. Bevor er noch ein weiteres Mal »Ich weiß es nicht« sagte, schwieg er lieber. Doch Madeline erwartete gar keine Antwort, sie fuhr direkt fort:

»Hast du einen begründeten Verdacht, dass es hier irgendwelche verborgenen Zimmer, Türen oder Gänge gibt? Hast du die Wände und Fußböden überprüft?«

Er nickte. »Ich habe alle Zimmer überprüft.«

»Und?«

»Nichts. Nicht einmal eine Dachluke, die auf einen Dachboden führt. Rein gar nichts.«

»Gut, in Ordnung. Los, hilf mir auf, wir müssen uns das Ganze ansehen. Was ist mit den Bestattern?«

»Sie waren stinksauer, als ihnen klar wurde, dass sie umsonst hergekommen sind. Sie wollten schon wieder abhauen, aber ich habe sie in einen Pub in der Nähe geschickt. Sie waren zwar nicht begeistert, weil sie Angst haben, ausgeraubt

zu werden und nicht länger als nötig in den Floodlands bleiben wollen, aber als ich ihnen anbot, das Bier zu zahlen, waren sie schnell weg. Schätze, wir haben vielleicht eine halbe bis maximal eine Stunde. Meinst du, wir finden eine Spur des Toten?«

Probehalber belastete Madeline ihr Bein, verzog vor Schmerz das Gesicht, schob dann aber Lafayettes Hand weg. »Es geht schon. Wir werden sehen. Irgendwelche Spuren muss es ja geben.«

Madeline humpelte voraus, Lafayette folgte ihr. Oben im Schlafzimmer begutachtete sie mit in die Seite gestützten Händen die Szenerie, legte den Kopf mal zu dieser, mal zu jener Seite, runzelte die Stirn.

»Wäre es möglich, dass er durchs Fenster abgehauen und aufs Dach geklettert ist? Oder dass er hinuntergesprungen ist?«, fragte Lafayette und trat an das Fenster, dessen Glas so dreckig war, dass es kaum etwas von dem schwindenden Tageslicht hindurchließ.

»Unwahrscheinlich. Ich meine, sieh dir das Fenster an. Es ist mickrig. Lässt es sich überhaupt öffnen?«

Lafayette umfasste den Griff, drehte und zog. Mit einem Quietschen, das darauf schließen ließ, dass die Scharniere seit vielen Jahren nicht geölt worden waren, schwang es auf und gab den Blick frei auf das gegenüberliegende Ufer des East River. Drüben in Queens lag Gibbs Point. Bäume standen dort eng beieinander, die Wurzeln reichten bis zum Wasser hinab, Nebel kroch um die Stämme herum. Hier standen nur noch vereinzelt ein paar Hütten, durch wenige Stege miteinander verbunden. Bei schönem Wetter sicherlich ein netter Anblick, fast konnte man vergessen, in welchem Stadtteil man sich hier befand.

Er konnte kaum den Kopf durch die Öffnung stecken. Und hätte er versucht, einen Arm samt Schulter hindurch zu bekommen, wäre er mit Sicherheit stecken geblieben.

»Keine Chance«, sagte er. »Der Tote war ja nun nicht gerade klein. Und falls unser Leichendieb kein Kind oder ein Schlangemensch ist, passt er wohl kaum dort hindurch.«

Er wollte das Fenster gerade wieder schließen, als er aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Weit entfernt, nur ein Huschen, ein Schemen, der sich blitzschnell bewegt hatte. *Was ...?*

Sein Herz schien für einen Schlag auszusetzen, nur um dann umso schneller weiterzuschlagen. Dort stand jemand im Wasser, direkt gegenüber der Hütte, unterhalb der Bäume von Gibbs Point und starrte zu ihm herüber. Obwohl Lafayette das Gesicht nicht sehen konnte, fühlte er den Blick auf seiner Haut. Gänsehaut überzog seinen Körper, doch er konnte der Gestalt, die dort reglos im knietiefen Wasser verharrte, nicht den Rücken zukehren. Sie sah nahezu menschlich aus, doch irgendetwas stimmte nicht mit ihren Proportionen. Hünenhaft und spindeldürr, die Arme ein wenig zu lang für den Körper, der Kopf ein wenig zu groß auf den knochigen Schultern. Ihre Körperhaltung schien irgendwie ... schief, als zöge ein schweres Gewicht sie auf einer Seite nach unten. Was zur Hölle war das für eine Kreatur?

»Madeline«, wollte Lafayette sagen, doch seine Zunge klebte am Gaumen, sodass nur ein heiseres Krächzen aus seinem Mund drang. Er räusperte sich. »Madeline«, sagte er noch einmal, ohne den Blick von dem Schemen abwenden zu können.

»Mh?«

»Sag mir bitte, dass ich nicht verrückt bin und du das Ding da drüben ebenfalls siehst.«

Madeline trat neben ihn, stützte sich mit einer Hand auf seiner Schulter ab und folgte seinem Fingerzeig. »Den verkrüppelten Baumstamm, oder was meinst du?«

»Baumstamm? Das ist doch kein Baumstamm!«

»Ernsthaft, Remy, lass das. Wir haben keine Zeit für solche Scherze. Wenn der Tote nicht bald wieder auftaucht, bin ich die längste Zeit Polizistin gewesen. Wir haben hier ein echtes Problem, da kann ich nicht auch noch deine eingebildeten gebrauchen. Hilf mir lieber.«

Sie wandte sich ab, ging in die Hocke und wühlte unter dem Bett herum, als könnte der Leichnam sich dort versteckt haben. Lafayette starrte noch immer hinaus auf den Fluss. Ein Baumstamm? Beinahe hätte er es geglaubt, doch dann machte das Wesen einen Schritt nach vorn. Ja, ganz eindeutig, es hatte sich bewegt! Die Arme hingen an den Seiten herab, doch er konnte sehen, dass sie ein wenig schlenkerten, um die Balance zu halten. Noch ein Schritt, dann ein weiterer. Es kam auf sie zu.

»Ähm ... Madeline ...«, sagte Lafayette ohne sich zu bewegen. Selbst wenn er gewollt hätte – sein Körper schien wie gelähmt, sein Blick auf das seltsame Etwas geheftet, das da durch den Fluss watete.

»Mann, Remy! Mach dich entweder nützlich oder sei wenigstens still. Hier, halt das bitte mal.«

Endlich löste sich die Starre und er drehte sich um, nahm Madeline den Gegenstand aus der Hand, ohne wirklich hinzusehen, und sah erneut aus dem Fenster. Die Kreatur war fort.

Lafayette stürzte aus dem Zimmer, die Treppe hinunter. Einmal stolperte er, fing sich jedoch wieder, dann war er an der Haustür und riss sie auf. Wohin war das Wesen verschwunden? Er hatte keine Ahnung, was er hier tat – geschweige denn, was es wollte. Alles, was er sagen konnte, war, dass es nicht freundlich gestimmt war. Das hatte er eindeutig gespürt.

Vorsichtig trat er hinaus. Stille empfing ihn. Weit und breit war kein lebendiges Wesen zu sehen. Sein Blick fiel auf den Gegenstand, den er noch immer umklammert hielt. Es war ein gerahmtes Bild, nein, kein Bild, eher eine Postkarte. Einige Skelette in weißen Gewändern waren darauf abgebildet, sie schienen zu tanzen – zumindest ihre Körperhaltung schien darauf hinzudeuten. Eine schwarze Katze mit gestäubtem Fell stand neben einem Spruch aus verblassten Lettern:

*Silent phantoms of the night
In their robes of ghostly white,
They are always to be seen
On the night of Halloween.*

Dieser Kinderreim war Lafayette durchaus bekannt, doch als er ihn jetzt las, wirkte er wie eine Botschaft aus einer anderen, düsteren Welt. Plötzlich schien er sich nicht mehr allein auf den Stegen zu befinden. Irgendjemand – oder *irgendetwas* – war ganz in der Nähe, er wurde beobachtet.

Er zwang sich, den Blick zu heben und erstarrte, als er die Gestalten sah. Wie Vogelscheuchen standen sie reglos mit hängenden Gliedern auf den Stegen, stierten ihn aus glühenden Augen an und schienen auf irgendetwas zu warten. Nebel erhob sich aus dem Wasser, griff mit seinen klammen Fingern nach den Gestalten

und umfasste sie mit seiner Geisterhand. Schließlich setzte sich eine von ihnen in Bewegung, langsam, kaum merklich, mit schlurfendem Schritt und hängender Schulter, als hätte man auf einer Seite ein wenig zu viel Stroh aus dem Puppenkörper entfernt.

Unwillkürlich schrie Lafayette auf, schüttelte den Schock ab, der ihn gelähmt hatte, und sprintete zurück ins Haus, schlug die Tür hinter sich zu, drehte den Schlüssel im Schloss und sah sich panisch nach etwas um, mit dem er die Tür verbarrikadieren konnte. Ein winziger Beistelltisch stand im Flur, daneben ein wurmstichiger Stuhl. Nicht viel, aber besser als nichts! Ohne zu zögern, schob er beides vor die Tür, kontrollierte noch einmal, ob er wirklich abgeschlossen hatte und hastete die Treppe wieder hinauf.

»Madeline! Madeline, sie kommen!«

»Wer kommt? Mein Gott, Remy, du bist ja völlig bleich. Geht es dir nicht gut?«

»Nein! Nein! Hör mir zu! Ich brauche deine Waffe – sofort!« Mit wenigen schnellen Schritten war er bei ihr, packte ihre Schultern und sprach weiter, noch ehe sie den Mund öffnen konnte, um ihm zu widersprechen. »Unten auf den Stegen sind Leute, Wesen, Dinger – was auch immer. Ich habe keine Ahnung, *was* sie sind. Auf jeden Fall sind sie auf dem Weg hierher, es sind bestimmt zehn oder zwölf und –«

»Nun beruhige dich mal! Du klingst ja völlig verrückt! Wer ist auf den Stegen?«

»Hörst du mir nicht zu?« Er schrie jetzt fast, seine Stimme überschlug sich.

»Ich weiß es nicht! Irgendwelche Kreaturen, Vogelscheuchen, Geister – was weiß denn ich?«

Ein Kratzen ließ ihn innehalten. Irgendetwas schabte im unteren Stockwerk über Holz. Wie lange würde die Tür standhalten?

»Hörst du das?«, flüsterte er. »Sie sind hier. Gib mir deine Waffe, schnell!«

»Remy ... Bitte, du musst dich beruhigen. Ich höre rein gar nichts und ich kann dir meine Waffe nicht geben – selbst wenn ich wollte. Du bist Zivilist, das ist gegen die Vorschriften. Lass mich nachsehen, ja?«

Sie stieg die Treppe hinab, Lafayette folgte ihr. Unten angekommen legte sie eine Hand auf die Waffe in ihrem Holster und lauschte. Das Schaben hatte aufgehört. Nur das Plätschern des Wassers unterhalb der Hütte war zu vernehmen.

Madeline bedachte ihn mit einer hochgezogenen Augenbraue, als sie die vor

die Tür geschobenen Möbel erblickte, und begann, sie wegzuschieben. Lafayette spannte sämtliche Muskeln an. Er hatte wieder nur seine Fäuste, um sich und Madeline zu verteidigen, aber bei Gott er würde sie benutzen – gegen wen oder was auch immer.

Doch noch ehe Madeline die Hand auf den Türknauf legen konnte, ließ ein heftiger Knall sie zusammenzucken. Eine Hand klebte am Fenster, direkt daneben ein Gesicht. Nein, kein Gesicht, eher eine grässlich entstellte Fratze mit ausgefranzten, hängenden Zügen. Die Augen glühten in den tiefliegenden Höhlen, schienen Lafayette mit ihrem Blick zu durchbohren.

Das war keine Einbildung! Madeline hatte es auch gehört, sie war vor Schreck genauso zusammengesuckt wie er.

Sie stand noch immer neben der Tür, die Hand auf dem Knauf. Aber ihr Gesichtsausdruck hatte sich verändert. Die Augen weit aufgerissen, die Lippen mit nach unten gezogenen Mundwinkeln fest zusammengepresst, starrte sie auf die Gestalt, die sich am Fenster zu schaffen machte. Das Wesen presste die Klauen gegen das Glas, als versuchte es, die Scheibe aus seiner Fassung zu drücken.

»Was sind das für Kreaturen?«, flüsterte Lafayette. »Gib mir deine Waffe, ich geh da jetzt raus«, sagte er und machte einen Schritt auf sie zu.

Madeline wich seinem Griff aus. »Nichts da! Wenn einer dort raus geht, dann bin ich das. Du bleibst hier.«

Sie atmete tief ein, drehte den Schlüssel herum, packte den Türknauf und trat hinaus.

Lafayette blieb wie angewurzelt stehen. Er wartete auf den Knall eines Schuss, draußen rührte sich jedoch nichts. Madeline war aus seinem Sichtfeld verschwunden, auch die Fratze am Fenster war nicht mehr zu sehen.

Dann rollte etwas an der Türöffnung vorbei. Ein Ball? Nein. Für einen Ball rollte es nicht gleichmäßig genug, außerdem klapperte es auf den Stegen. Schließlich stieß es gegen den Türrahmen und blieb dort liegen.

Lafayette setzte sich mechanisch in Bewegung und ging vor dem Gegenstand in die Knie. Das Ding war in einen Jutesack eingewickelt, ganz ähnlich dem, den die seltsamen Gestalten auf dem Kopf trugen. Als wäre er nicht mehr Herr über seinen Körper griff er danach, zog den Sack zu sich heran und öffnete ihn. Glühende Augen starrten ihm entgegen. Die Haut schien nicht recht auf den Schädel passen

zu wollen, sie wirkte zu groß, wie eine Maske, die man unachtsam über den Kopf gestülpt hatte. Die Lippen hatten sich zu einem stummen Schrei geöffnet und gaben den Blick auf schiefe, ungepflegte Zähne frei.

Gebannt starrte Lafayette auf den Kopf. Er wollte den Sack von sich stoßen, ihn in den Tiefen des East River versenken, auf dass er diese Fratze nie wieder sehen musste, doch er hielt ihn wie gelähmt fest und starrte hinein.

Sein Verstand setzte erst einige Augenblicke später wieder ein. Er hatte keine Ahnung, was das hier war, aber sicherlich war es ein Beweisstück, das gesichert werden musste. Ächzend erhob er sich, der Sack baumelnd in seiner Hand. Seltsam. Wo war Madeline?

Die Gestalt, die plötzlich in der Türöffnung erschien, bemerkte er erst, als sie sich auf ihn stürzte. Vor Schreck ging Lafayette zu Boden, der Sack rollte über die Dielen. Lafayette wand sich unter der Gestalt, der die gleichen glühenden Augen im Gesicht glühten wie dem Schädel im Sack. Das menschenähnliche Wesen war stark, umfasste seine Arme und drückte sie zu Boden.

Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag: Er würde hier sterben. Getötet von einem Fabelwesen am Abend vor Allerheiligen. Er schloss die Augen. Nein, er würde sich nicht ansehen, was dieses Ding ihm antat. Hoffentlich war es schnell vorbei ...

»Lass ihn los«, hörte er plötzlich eine Stimme, die ihm bekannt vorkam. Madeline?

Er blinzelte, in Erwartung, sie mit gezückter Waffe hinter der Gestalt zu stehen, doch sie lehnte im Türrahmen, die Arme locker vor der Brust verschränkt und ... lächelte?

»Er ist schon ganz bleich. Nicht, dass er uns noch in Ohnmacht fällt. Riechsalz habe ich nämlich nicht mitgebracht.«

Das Wesen brummte widerwillig, lockerte den Griff und stand auf.

»Was ...?«, sagte Lafayette, als er sich auf die Ellbogen stützte. Gerade war sein gesamtes Leben an ihm vorbeigezogen, er hatte sich auf den Tod vorbereitet. Und nun ließ dieses Ding einfach auf Madelines Kommando von ihm ab?

Madeline kam auf ihn zu und beugte sich über ihn, das süffisante Grinsen auf ihren Lippen wurde noch eine Spur breiter. Sie streckte ihm eine Hand entgegen. »Komm, steh auf.«

»Was zur Hölle geht hier vor?«

Das Wesen regte sich, hob die Arme und fasste hinter seinen Kopf. Die Fratze schrumpfte mit der Bewegung in sich zusammen, die Gesichtshaut wurde abgezogen und unter dem ledrigen Fetzen kam ein verschwitzt gerötetes Gesicht zum Vorschein, das Lafayette nur zu kannte.

»Antoni? Du ... Ich ...«

Antoni Vezér, Madelines Ehemann, strich sich die langen, zerwühlten Haare aus dem Gesicht und grinste sein verschmitztes Spitzbubengrinsen. »Boldog Halloween, Remy«, sagte er.

»Da du nichts Süßes wolltest, dachten wir, du könntest etwas Saures vertragen«, sagte Madeline.

Lafayette klopfte sich den Staub von der Kleidung und strich seine Weste glatt. »Ihr wart das? Die ganze Zeit über? Aber die Leiche! Und die Bestatter! Und diese ganzen Wesen draußen auf den Stegen. Wie ...?«

»Ja, waren sie nicht großartig?« Antoni strahlte über das ganze Gesicht. »Meine Freunde – großartige Schauspieler, nicht wahr?«

»Ich fasse es nicht.« Lafayette ging ein paar Schritte – seine zitternden Beine wollten ihn nicht recht tragen, der Boden schien unter seinen Füßen zu schwanken – und ließ sich dann erschöpft auf den Stuhl sinken, mit dem er zuvor die Tür blockiert hatte.

»Alles Schauspieler? Und die Leiche? Wo ist sie?«

Madeline warf Antoni einen amüsierten Blick zu. »Es gab keine Leiche, Remy. Es gab keinen Mord. Das war alles nur ein Streich.«

»Ein Streich?« Es dauerte geraume Zeit, bis Lafayettes Gehirn diese Information verarbeitet hatte. »Nur ein Streich ...«

»Ja. Diese Hütte gehört dem New York Floodlands Police Department. Sie ist für Übernachtungen in den Floodlands ausgelegt und für Fälle, bei denen wir untertauchen oder inkognito ermitteln müssen.«

»Aber all das Blut!«

»Aus dem Theater«, sagte Antoni. »Nur ein wenig Theaterblut mit einigen Schlachtabfällen aus dem Meatpacking District – für den authentischen Geruch. Aber haben die Maskenbildner nicht großartige Arbeit geleistet? Kommt doch mal rein, Jungs!«

Die Parade des Grauens, die sich Lafayette nun bot, hätte ihm beinahe noch einmal einen heftigen Schreck eingejagt, doch dann fielen ihm die Weidenkörbe auf, die sie mit sich trugen. Die Körbe waren voller Kürbisse, doch auch andere Leckereien und einiges an Halloween-Dekoration fanden sich darin. Sie nahmen ihre Masken ab, die Gesichter allesamt verschwitzt, aber höchst amüsiert. Unter dem guten Dutzend Leute erkannte Lafayette die beiden vermeintlichen Bestatter und auch Officer Ridley, der ihn angrinste. Jetzt wusste Lafayette auch, woher ihm das Gesicht bekannt vorgekommen war. Nicht vom Revier, sondern aus einer Theatervorstellung, zu der Antoni ihn einmal mitgenommen hatte. Der Kerl hatte den *Macbeth* in Shakespeares gleichnamigem Stück gespielt. Von wegen *Officer ...*

Allesamt schienen sie sehr zufrieden mit sich zu sein.

»Ich fasse es nicht«, sagte Lafayette. »All dieser Aufwand, nur ...«

»... um dich davon zu überzeugen, dass Halloween durchaus Spaß machen kann«, unterbrach Madeline.

»Spaß? Spaß? Ist das dein Ernst? Ich habe mich zu Tode geängstigt!«

»Und? Fühlst du dich jetzt nicht wie neugeboren?«

Er setzte zu einer Erwiderung an, klappte den Mund jedoch wieder zu. Ganz Unrecht hatte sie nicht. Die Farben, die Gerüche, seine Emotionen – alles schien irgendwie an Intensität gewonnen zu haben.

»Schön. Aber eine Frage müsst ihr mir noch beantworten: Wie habt ihr euch durchs Haus bewegt? Ich habe alles abgesucht, aber nirgends einen Hinweis auf irgendwelche Geheimgänge gefunden.«

»Oh, glaub mir«, sagte Madeline und lachte. »Es gibt Geheimgänge, das ganze Haus ist davon durchzogen. Du hast nur nicht richtig geschaut, weil wir nicht wollten, dass du sie findest.« Sie deutete ins Wohnzimmer auf die leeren Bücherregale. Eine Tür befindet sich dahinter, von dort aus gelangst du in jedes Zimmer dieses Hauses, auch in die obere Etage. Die Türen sind so verkleidet, dass sie sich perfekt in die Zimmer einfügen und keine verräterische Geräusche von sich geben, wenn man dagegen klopft.«

»Unglaublich«, murmelte Lafayette, schüttelte den Kopf und stand auf. »Und verletzt bist du dann wohl auch nicht, was?«

»Nein – wobei ich ehrlich gesagt nicht damit gerechnet hatte, dass du dich

mit einem Holzpflöck bewaffnet auf mich stürzt. Aber fallen kann ich ganz gut, wurde uns in der Ausbildung schließlich beigebracht.«

»Ist sie nicht großartig?«, rief Antoni, legte seiner Frau einen Arm um die Schulter, zog sie an sich und küsste sie auf die Schläfe. »An dir ist wirklich eine Schauspielerin verloren gegangen, mein Schatz!«

»Wo sollen wir das Zeug hier denn abstellen?«, fragte Ridley, der wahrscheinlich nicht mal Ridley hieß.

»Am besten in die Küche, dann können wir gleich mit den Vorbereitungen beginnen«, erwiderte Madeline. »Bis die anderen kommen, haben wir dann schon mal ein paar Kürbisse eingekocht. Frank, Joe – kümmert ihr euch um die Dekoration?«

»Aye, aye, Boss!«

Die Männer eilten geschäftig davon. Nur Antoni, Madeline und Lafayette blieben in der Diele zurück.

»Vorbereitungen?«, fragte Lafayette. »Ihr wollt hier feiern? Ist das nicht ein wenig ... auffällig? «

»Das ist durchaus Absicht.« Madeline lächelte sanft. »Das Department hat uns die Hütte für den heutigen Tag zur Verfügung gestellt. Und mithilfe der Floodlands Foundation können wir zumindest einigen Bewohnern dieses Viertels eine schöne Halloween-Nacht bereiten und warme Suppe verteilen. Aber psst ...« Sie legte verschwörerisch einen Finger an die Lippen. »Wir sind nicht von der Polizei. Wir sind bloß eine kleine Theatertruppe. Alles klar?«

Lafayette schwieg und ging ein paar Schritte durch den Flur. An der Wand lag der Sack mit der grässlichen Fratze, die ihn eben noch so geängstigt hatte. Nun hob er ihn auf, griff hinein und zog den Kopf heraus. Es war eine ebensolche Maske, wie Antoni und seine Kameraden sie getragen hatten. Sie hatten sie – beinahe hätte er laut aufgelacht – über einen Butternuss-Kürbis gezogen. Er befreite die Frucht aus ihrer ledernen Ummantelung, zog die Maske über seinen eigenen Kopf und hob den Kürbis hoch.

»Polizei?«, dröhnte es dumpf unter der Maske hervor. »Mit der habe ich nichts zu schaffen.«

Er wandte sich Madeline zu und stakste mit schlurfendem Schritt und hängen-

der Schulter auf sie zu. Als er nur noch wenige Schritte von ihr entfernt stand, warf er ihr den Kürbis zu – sie fing ihn ohne Probleme.

»Nichts da!« Sie lachte. »Den kannst du schon selber schälen. Und nun ab in die Küche mit dir. Es gibt noch viel zu tun.«